

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 1 (1925-1926)  
**Heft:** 3

**Artikel:** Herzen in Not!  
**Autor:** Schibli, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1065355>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 01.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Herzen in Not!

*Roman von Emil Schibli*

I.

Es war ein Frühlingstag, damals, als der junge Spöndlein am Gartenzaun stand und mit der hübschen, tausend Wochen alten Anna schön tat und vor ihr scharwenzelte wie ein verliebter Gockel.

Ja, da stand er an dem brusthohen, grün gestrichenen Lattenzaun und sagte

über den Zaun hinüber: «Guten Abend, schönes Kind! Fleissig, fleissig?»

Und die Anna sah von dem Wäschestück, welches sie plättete auf und lächelte und gab ihm den Gruss zurück. Sie war ein freundliches schalkhaftes Mädchen, gesund und jung war sie, tausend Wochen alt war sie, sparte nicht

„Gesund und jung war sie  
und mochte Männerspässe  
gerne leiden . . .“



mit Worten und mochte Männerspässe gerne leiden.

Spöhdlein hielt sich an den Latten, hüstelte ein wenig und tat dem hübschen Mädchen schön. Er stand da, der Sapperlott, als ob er einfach ganz zufällig und ohne jede Absicht hier vorbeigekommen wäre, aber die Spatzen im Birnbaum merkten, dass dem nicht so war. Nein, im Gegenteil, es hatte ihn an allen seinen dünnen und immer ein wenig feuchten Haaren hierher gezogen, es gab da kein Sichwehren und Widerstreben; wie von sieben Pferden war er hergezogen worden.

Spöhdlein steckte eine Zigarette zwischen seine immer ein wenig heissen und trockenen Lippen und zündete die Zigarette an, obgleich er wusste, dass er davon den Husten bekam. Nun, man sah ihm an, dass er kein Raucher aus Passion war! Hielt er nicht die Zigarette zwischen den Fingern, wie ein unentschlossener Selbstmörder einen Revolver?

Er hatte die Schwindsucht, der arme Teufel.

Er sah sich um, mit seiner spitzen, lebenshungrigen Nase und seinen etwas trüben und hervorquellenden Augen. Ein Witzbold und Feind Spöhdleins sagte von diesen Augen, es könnte sich einer auf das eine setzen und mit einem Baum säglein das andere absägen. Aber das war offensichtlich übertrieben.

Spöhdlein sah sich um. Man könnte sagen, dass er jetzt das Gesicht eines lauernden Fuchses hatte, jawohl, und wir werden ihn mit diesem Gesicht noch oft zu sehen bekommen.

« Wann bringst du unsere Sachen, Schätzlein? » fragte er das Mädchen.

« Etwa in einer Stunde », sagte die

Anna und schaute zu ihm hinüber. Spöhdlein blieb noch eine Weile stehen, sagte dies und das, nicht eben Wichtiges, machte auch einige ziemlich dürftige Scherze, die das gutmütige Kind hinter dem Zaune freundlich anhörte.

Schliesslich ging Spöhdlein davon und sagte: « Also dann, in einer Stunde. »

Und die Anna stand im Garten und plättete ihre Wäsche, das heisst die Wäsche ihrer Kunden. Sie sang leise. Es war ja Frühling! Die Bäume blühten, der Birnbaum weiss und der Apfelbaum rotweiss, und die Lilatrauben der Fliederbüsche hingen schwer und duftend zwischen den dichten herzförmigen Blättern. Mitten im Mai war es! Eine Amsel sang auf dem Hausdach und Schwalben schossen zwitschernd, wie Pfeile so schnell, kreuz und quer und hin und her durch die Luft. Blau war der Himmel, goldfarben die kleinen, schwimmenden Föhnwolken und der Wald war so grün, so grün, und das Leben so schön, so schön!

Emsig flogen die Mädchenarme, flog das Plätteisen über die saubere weisse Wäsche, zierlich arbeiteten die Finger und die Grübchen in den Ellenbogen wurden bald flach, bald tief, und immerzu öffneten und schlossen und öffneten sich wieder des Mädchens rote Lippen und die Kehle sang und sang. Wovon denn sonst, wenn nicht von Lenz und Liebe? Ja, von Lenz und Liebe sang die Mädchenkehle!

Indessen ging Spöhdlein durch das Dorf, ein wenig vornübergebeugt, ein wenig mit eingezogenem Kopfe. Er machte nicht den Eindruck von strotzender Kraft, nein, er hüstelte von Zeit zu Zeit. Die Zigarette hatte er weggeworfen.



*„Anna empfand eine merkwürdige Lust daran,  
mit dem keuchenden Manne zu ringen . . .“*

Er sah äusserlich ein wenig brüchig aus, ein wenig morsch, der arme, junge Spöhdlein. Konnte er anders aussehen? Frass ihm nicht der verfluchte Lungewurm an der Lebenskraft? Aber Spöhdlein wollte davon nie etwas wissen. Ein kleiner Katarrh, nichts weiter. Das würde sich beheben lassen. Man konnte ja vielleicht einmal ein paar Wochen in eine Kur gehen. Später. Jetzt war dafür nicht Zeit, jetzt hatte man Arbeit in Hülle und Fülle! Und ausserdem war täglich darauf zu achten, dass einem die Konkurrenz nicht über den Kopf wuchs. O nein, man lebte nicht mehr in den alten, ruhigen, handwerklichen Zeiten des Urgrossvaters und Grossvaters. Das war vorbei. Die Maschine raste jetzt. Und je mehr Maschinen, desto gehetzter das Leben. Da war keine Zeit dazu übrig, über einen Katarrh lange nachzudenken. Da blieb nicht einmal Zeit dazu, den Doktor um seine Meinung zu befragen. Die Treibriemen in der Werkstatt surrten von früh bis spät, in der Sägerei schnitt das unermüdliche Stahlblatt vom Morgen bis zum Abend Bäume zu Laden und zehn Gesellen mussten einen Herrn und Meister um sich haben.

Die Mutter wäre allerdings da, und sie fürchtete man, nicht ihn. Aber er durfte nicht klein beigeben. Gerade der Mutter gegenüber nicht. Sie versuchte oft genug ihr zu schurigeln, als ob er immer noch ein kleiner Knabe wäre. Ha, sie passte auf alles, was er tat, auf wie ein Sperber.

Zum Beispiel, dass er die Anna Bosshard gerne sah, das hatte sie natürlich auch schon gemerkt. Spöhdlein, dem Sohne, ging ebenso rasch ein, dass sie damit keineswegs einverstanden war. Ganz und gar nicht. Sie hatte ihm des-

wegen schon mehr als einmal den Marsch geblasen. Es war nicht gut Kirschen essen mit der Mutter. Sie regierte in ihrem und in seinem Bereiche alles hin und her, dass es eine Art und, wie ihm und andern schien, manchmal keine Art hatte.

Aber er, Franz, wollte sich wehren. Er war denn doch, zum Donnerwetter, auch jemand! War er vielleicht nicht der einzige Sohn und Erbe des gesamten Spöhdleinschen Erdengutes? Also gut. Zum mindesten hatte er vorläufig beim Strahl das Recht, sich zu behaupten. Was da, etwa nicht? Mochte die Mutter ihre Stacheln nur sträussen und ihre rauhe, feste Stimme walten lassen, so ohne weitere würde er sich nicht ergeben. Hagel noch einmal, ist man vielleicht für nichts siebenundzwanzig Jahre alt?

Franz Spöhdlein zog seine goldene Uhr aus der Westentasche. Gewöhnlich, in der Werkstatt und unterwegs trug er eine billige Nickeluhr. Als er den Spaziergang im Sinne hatte, da hängte er die Nickeluhr ab und die Golduhr an die Kette. Warum? Wieso warum? Einfach so so. Geht es jemanden was an?

Also in einer halben Stunde kam sie.

In den nächsten Minuten überlegte er — und stolperte vor Versunkenheit beinahe über einen im Wege liegenden, der Bodenhöhe nicht ganz angepassten Ablaufrohrdeckel — er überlegte, wie es möglich wäre, die Mutter in der nächsten Stunde aus dem Hause hinaus zu bugsieren. Denn, blieb sie daheim, so ergab sich aus Annas kurzem Besuche für ihn nur Aerger und Verdruss und nachfolgender, verstärkter Hustenreiz. Er hatte das schon mehr als einmal erlebt. Und nicht genug damit: die Mutter goss dann jedesmal ihren giftigen Spott und Hohn

über ihn, dass ihn eine Zeitlang jeweilen fast der Teufel nahm.



Aber kam die Anna vielleicht täglich in das Spöhdleinsche Haus, um Wäsche abzuliefern? Keine Rede davon! Wenn es gut wollte, so kam sie alle vierzehn Tage oder alle drei Wochen einmal.

Da stand Spöhdlein vor seinem Hause. Dieses Haus ist das grösste im ganzen Dorfe. Kein Bauernhof kann sich an Grösse, Stattlichkeit, an Schönheit mit diesem Hause messen. Wenn die angebaute Schreinerei nicht wäre, so könnte man ruhig sagen: Es ist ein Herrschaftshaus. Es ragt mit seinem hohen Giebel sozusagen um eines Hauptes Länge über seine Nachbarn empor; braunes Riegelwerk gibt den weissen Mauern Gliederung und Zierde und alles an dem ganzen Hause zeugt von altväterischer, solider Wohlhabenheit, jeder Ziegel, jeder Fensterriegel ist aus bewährtem, wiewohl teurerem Material angefertigt worden, selbst ein Neider wird zugeben müssen, dass an der Spöhdleinschen Heimstätte nicht das geringste Teilchen den Eindruck billiger Leichtfertigkeit oder vergoldeter Schwindelhaftigkeit erweckt.

Nein, dieses bürgerliche Haus braucht nichts zu verstecken und nichts zu bemänteln, es ist sozusagen die verkörperte Ehrenhaftigkeit tüchtiger, charaktervoller

Handwerker aus dem letzten Jahrhundert, und es legt für diese Männer, die alle tot und Staub sind, schönes Zeugnis ab.

Wo er gewesen sei, fragte die Mutter.

Nirgends, sagte der Sohn. Ein wenig spazieren gegangen. Wie sie dazu komme, ihn zu fragen? Man dürfe sich doch wohl noch ein bisschen Zeit nehmen, um den verdammten Holzstaub auszuspucken, oder nicht?

Aber diese Gereiztheit des Sohnes kam der Mutter verdächtig vor. Sie sah ihn misstrauisch von der Seite an.

Im übrigen waren die beiden wirklich nicht gewohnt, sich mit Handschuhen anzufassen, nein, im Gegenteil, sie griffen derb zu, sie schonten einander nicht; sie waren nicht aus Seide. Sie gehörten ja zwar zusammen, beide waren aus dem gleichen Blute. Aber sie machten einan-



„Mach, dass du aus dem Hause kommst“  
schrie Frau Spöhdlein . . .

der das Leben beträchtlich sauer, jedenfalls zeigten sie, weder das eine noch das andere, keine Zärtlichkeit für einander, nein, das kannten sie nicht. Wer war daran schuld? Schuld? Niemand. Der Sohn, welcher im Grunde des toten Vaters milderes Wesen in sich trug, wäre für etwas mehr Liebe sicher zu haben gewesen. Aber die Mutter hatte die Natur eines Instruktionsoffiziers in sich. Nur keine Herzpäpfelein! Das hasste sie. Davon hatte sie schon in ihrer Liebes- und Brautzeit nichts wissen wollen. Tüchtig und stattlich war sie. Ja, das war sie. In ihren jungen Jahren eine Hübin war sie gewesen. Jetzt, wo sie den Sechzigern zugeht, hatte ihre Straffheit nachgelassen, sie war kleiner und dafür dick geworden, das Atmen machte ihr reichlich zu schaffen, aber sie war unverändert resolut und derb geblieben. Man kann sagen: Sie hatte in ihrem Leben wenig Zuckerplätzchen ausgeteilt, und was man im allgemeinen behauptet, dass Mütter, wenn sie nur ein einziges Kind haben, es verwöhnen, war hier nicht wahr. Möglich, dass die grosse, starke Frau mit dem Schicksal haderte, weil die einzige Frucht ihres gewaltigen und, wie es schien, unbeschränkt tragfähigen Leibes dieser kümmerliche Sprengel war, der da neben ihr herlebte. Sie hätte gerne einen Mann zum Sohne gehabt, nicht dies schwächliche Männlein. Ja, sie war eine Frau, die auf der Seite des Gesunden, des aus eigener Kraft sich empor Drängenden stand; alles Unbehilfliche, Schwache und Kränkliche war ihr stets ein Greuel gewesen. Sie hatte nie begreifen können, wie ein gesundes Mädchen es fertig bringt, Krankenpflegerin zu werden.

Es ist wahr: Sie selber hatte sich auch

nicht geschont. Sie hatte einer Krankheit selten nachgegeben. Einmal hatte sie eine Blutvergiftung gehabt. Hartköpfig, wie sie nun einmal war, liess sie erst, als es beinahe schon zu spät war, den Arzt kommen. Man musste das kranke Glied aufschneiden. Sie biss die Zähne zusammen und verzerrte das Gesicht. Aber einen Wehelaut hörte man nicht.

Der Arzt sah sie an und schüttelte den Kopf.

Hernach sagte er zu Spöhdlein, dem Gatten: « Da kann ein Mann zusammenpacken. »

Und Spöhdlein, der Gatte, lächelte, ein wenig schmerzlich, schien es, und sagte: « Ich weiss es. Ich kenne sie. »

Diese selbe Frau wollte jetzt Spöhdlein, der Sohn, aus dem Hause schicken, damit er mit der jungen, hübschen Anna einen ungestörten Augenblick haben könnte.

« Gehst du noch aus? » fragte er sie.

« Warum? »

« Ich sollte noch Hemdenknöpfchen haben und ein Stück Rasierseife. »

« Hättest doch die Sachen von deinem Spaziergang mitbringen können! Bist du auf deiner ganzen Reise an keinem Krämerladen vorbeigekommen? »

« Ich hab' nicht daran gedacht », sagte der Sohn.

« Ja », sagte die Mutter darauf, « ich gehe noch ins Dorf. »

« Wann? Jetzt? »

« Ja », sagte die Mutter und visitierte ihn wieder. Was Teufels mag er im Schilde führen? Aber die hübsche Anna Bosshard kam ihr nicht in den Sinn.

Als die Anna kam, war die Mutter wirklich nicht um den Weg. Wo war sie?

War sie in der Küche? Nein. War sie in einer Kammer? Nein. Dann war sie also jetzt im Dorf. Franz Spöhdlein ging wieder in die Stube, wo die Anna auf einem Stuhle sass und auf Bezahlung wartete.

« Die Mutter ist scheint's nicht da », sagte Spöhdlein. « Was kostet die Geschichte? »

Anna nannte den Preis und Spöhdlein machte sich am Sekretär zu schaffen. Er zitterte ein wenig. Es zog ihm die Gedärme zusammen und der Atem machte Umstände. Blödsinnig, diese Aufregung!

Spöhdlein zählte dem Mädchen das Geld langsam in die weiche, weisse Hand hinein. Ja, die Stimme zitterte ihm auch. Der Anna wurde es ungemütlich.

Sie wollte gehen.

« Pressier doch nicht so! » sagte Spöhdlein.

Anna lachte. « Ich habe noch andere Kundschaft zu besorgen », sagte sie. « Wo käme ich denn hin, wenn ich überall lange Visiten machen wollte. Ade, Franz. » « Was Ade, du hagels Meitli! Gib' mir zuerst einen Kuss, dann kannst gehen, vorher nicht. »

Anna lachte. « Was fällt dir auch ein! Ade nochmals. »

Sie schritt der Türe zu und war schon im Gang.

Spöhdlein sprang ihr nach und erwischte sie eben noch vor der Treppe.

« Nein » — er zischte es beinahe — « so haben wir nicht gewettet! Einen Kuss will ich haben! »

Sie rangen miteinander. Anna war ihm an Kraft gewachsen, aber er bot allen Willen auf, sie zu bezwingen. Anna lachte in kurzen Zwischenräumen, wurde ein wenig zornig, ein wenig furchtsam, empfand

auch wieder eine merkwürdige Lust daran, mit dem keuchenden Manne zu ringen, rief ihm zu: « Hör' doch auf! Wenn deine Mutter kommt! Bist du verrückt? » lachte wieder und wurde zornig.

Ihre Brust wogte...

« He, was ist das für eine Sauerei hier! »

Frau Spöhdlein stand vor den Beiden. Wie vom Blitz getroffen, liessen sie von einander ab.

« Mach', dass du sofort aus dem Hause kommst, du Lumpenmensch! » schrie Frau Spöhdlein. « Sofort, oder ich werfe dich die Treppe hinunter! »

Anna ging, ohne ein Wort zu erwidern.

Als Anna heimkam, war die Spöhdlein in der Stube, sprühte vor Zorn, hatte ein Gesicht, so rot wie ein Hahnenkamm und schimpfte drauflos, einfach drauflos, ohne Pause. Frau Bosshard gab sich Mühe, der Tobenden zu widerreden: « So, hört jetzt mich an » ... « lasst mich einen Augenblick reden ». — Nicht möglich, die Schreinerin war wie ein Orkan. Sie schrie, sie schrie!

« Das muss jetzt einmal aufhören, dieses Geschleipf », schrie sie, « jetzt ist es Schluss und fertig, ihr bekommt keinen Hemdenknopf mehr von meiner Wäsche zu sehen! Es ist ja himmeltraurig, wenn man nicht imstande ist, ein Mädchen besser zu erziehen als so! Das ganze Dorf weiss, was für ein Mannemeitli das ist! Es läuft ja allen Männern nach, nicht nur den ledigen, nein, auch den verheirateten! Schämt euch, schämt euch alle beide! In den Boden versinken müsstet ihr vor Scham, wenn ihr ein bisslein Anstand im Leibe hättet! »

Punktum. Die streitbare Frau schlug die Türe hinter sich zu und ging.

## II.

« Das ist jetzt einmal ein Sauweib », sagte Frau Bosshard zu ihrer Tochter Anna. « Wie ein Wirbelwind kommt sie mir ins Haus gefahren und tut wie eine Verrückte. Ich kann noch froh sein, dass sie mich nicht geradezu aufgefressen hat! Was ist denn eigentlich passiert? Aus dem Geschrei, das die Spöhdlein hier losgelassen hat, konnte ja niemand klug werden.»

Anna erzählte, was vorgefallen war.

« O, du Herrjesusgott! Ist das alles? Und deswegen tut die wie lätz?! »

« Ja, der Franz ist halt vernarrt in mich. Ich hab' es schon lange gemerkt », sagte Anna. « Und je weniger ich ihm Anlass dazu gebe, desto mehr streicht er mir nach.»

« Und das ärgert sie halt, die Hochmutstrucke », sagte die Mutter. « Sie will halt eine Schwiegertochter mit Geld haben. Geld muss zu Geld, das ist ein alter Spruch. Aber — wie steht es mit dir? »

« Mit mir? Wieso mit mir? Meinst du wegen dem Franz? Du wirst doch nicht etwa glauben, dass ich etwas mit ihm habe. Er ist ja nicht gerade ein Leider, aber er ist nicht nach meinem Geschmack. Und ich glaube, er ist krank. Er hüstelt immer so merkwürdig. Ueberhaupt, so viel ich sehe, möchte er einfach gerne ein wenig den Narren mit mir machen. Aber danke schön, dazu bin ich nicht da, wenn ich auch ein armes Meitli bin. Nein, wenn ich karressieren will, so möchte ich auch etwas davon haben.»

Die Witwe Bosshard hörte ihrer Tochter zu, sehr wohlgefällig, schien es.

« Ich weiss nicht », sagte sie, « ob du recht hast. Mir scheint vielmehr, der Spöhdlein sei bis über die Ohren in dich

verliebt. Und zwar ernsthaft, nicht nur zum Narren machen. Musst nicht meinen, dass ich nichts sehe. Ich weiss auch etwas vom Leben. — Und jetzt, nach dem Krach mit seiner Alten darfst du ihn erst recht nicht loslassen! Sei nur nicht zu spröde, und behalte ihn fest am Bändel. Wir wollen der Alten schon zeigen, wo Bartli den Most holt! Ja, der wollen wir noch gehörig Dreck in die Milch hacken! Oder haben wir es vielleicht nötig, uns von dieser Tasche so behandeln zu lassen? »

Anna hatte unterdessen einen Korb mit Wäsche gefüllt, den sie jetzt noch austragen ging.

Was die Frau Spöhdlein anbetrifft, so hatte sie ihre Wut noch nicht alle ausgegeben. Nein, es hatte viel Platz in ihr, und so bald war ihr Kropf nicht geleert. Wie ein Schiff mit sturmgefüllten Segeln fuhr sie durch das Dorf, heim, in ihr Haus.

Jetzt wurde zu Nacht gegessen und jetzt kam der Sohn dran. Potz Tausend, wie hagelte es von bösen Worten über ihn her! Und es ging ihm ganz ebenso wie es der Witwe Bosshard gegangen war. Er kam nicht zum Worte.

« Schweig'! » schrie ihn die Mutter an, wenn er etwas sagen wollte.

Schliesslich zog er es vor, die Stube zu verlassen.

Er schlug die Türe hinter sich zu, ging in seine Kammer hinauf und schloss sich dort ein.

Er wollte sich rasieren, aber er war zu aufgereggt dazu. Da ihm nichts anderes zu tun übrig blieb, kleidete er sich aus und legte sich ins Bett. Schlafen wir darüber, dachte er. So, nun war er geborgen wie in einer Burg. Hier konnte ihm die Mutter nichts anhaben.

Er drehte sich dem offenen Fenster zu

und schaute in die frühe Nacht hinaus. Er sah an den Wald hinauf. Aus der Waldwiese leuchtete rötlich durch die Fenster das Licht im « Alpenblick ». Irgendwo dort oben am Waldrande musizierten zwei Feierabendgeniesser, einer spielte Handharfe, der andere Klarinette. Wenn sie mit einem Tanze zu Ende waren, hörte man, wie die Heimchen zirpten.

Ueber dem Wald leuchteten die Sterne. Man sah den grossen Bären. Ja, den kannte er noch, auch wie der Polarstern zu finden ist, wusste er. Das hatte ihm Eindruck gemacht, als er hörte, wie die alten Seefahrer nachts diesem Sterne vertrauten und nach ihm den Kurs ihres Schiffes bestimmten.

Alles andere, was der Lehrer seinerzeit über den Sternengarten gesagt hatte, war seinem Gedächtnisse wieder verloren gegangen. Bitte, Sie brauchen sich darüber nicht aufzuregen, würde er dem Lehrer sagen, ich habe seither an anderes zu denken gehabt als an Sternbilder. Es ist ja ganz hübsch, wenn ein Schullehrer Sternbilder kennt und seinen Schülern ein wenig davon erzählt, aber weiter hat es keinen Zweck...

Wirklich, es war doch der bare Unsinn, wegen einer solchen Kleinigkeit, wie die mit der Anna heute abend eine gewesen war, ein solches Wesen zu machen wie

die Mutter. Was bildete sich denn die Mutter eigentlich ein? möchte er wissen. Er war ein heiratsfähiger junger Mann und kein Gründling mehr, er durfte sich doch beim Strahl wohl erlauben, einmal bei Gelegenheit ein Mädchen in die Arme zu nehmen. Und musste denn da gleich, wenn man einmal ein wenig das Kalb machte, ans Heiraten gedacht sein? Das war ja einfach zum Lachen! Seine Kameraden trieben es ganz anders als er, und es schlief mancher bei einem Mädchen, dem dann ein anderer den Ehering an den Finger steckte. Aber so war eben die Mutter mit ihrem verfluchten geraden Denken. Sie litt nichts Krummes. Wenn man ein Mädchen ein wenig herumdrückte, so hiess das bei ihr: Die wird geheiratet! Aber um keinen Preis würde sie zugeben, dass er mit der Anna ein Verhältnis anfinge, ehrlich und geradenwegs um sie freite. Er wusste schon: Sie hatte die Ida Bösiger im Grind, die sollte er nehmen, und keine andere. Aber die Ida Bösiger war dünn und kantig wie ein Brett. Sie



*„Ach, so schlaf doch, du Schlafkappe, sagte die Mutter . . .“*

ist von Glattfelden, sagten die Burschen von ihr und lachten. Nein, ein Brett wollte er nicht zur Frau, Bretter sah er jeden Tag mehr als genug.

Mit der Anna würde es jetzt wahrscheinlich für eine Zeitlang vorbei sein. Diesmal hatte die Mutter keinen gewöhnlichen Marsch geblasen, diesmal hatte sie den Generalmarsch geblasen!

Während Spöndlein wach im Bette lag und diese Gedanken dachte, hatten die beiden Frauen in dem Häuschen am Dorfrand, Mutter und Tochter Bosshard, die Läden an den Fenstern ihrer Wohnung zugezogen, löschten in der Stube das Licht aus und gingen in ihr Schlafzimmer hinüber.

Sie entkleideten sich, kämmten und flochten die Haare, legten sich zum Schlafen hin.

Aber sie dachten nicht gleich ans Einschlafen. Nein, es war heute ein merkwürdiger, aufregender Tag gewesen; man musste diese Dinge noch einmal an sich vorbeiziehen lassen und über sie sprechen.

«Manchmal glaube ich fast,» sagte die Mutter, «das Schicksal wolle uns durch den jungen Spöndlein den Weg zum Glück hinführen».

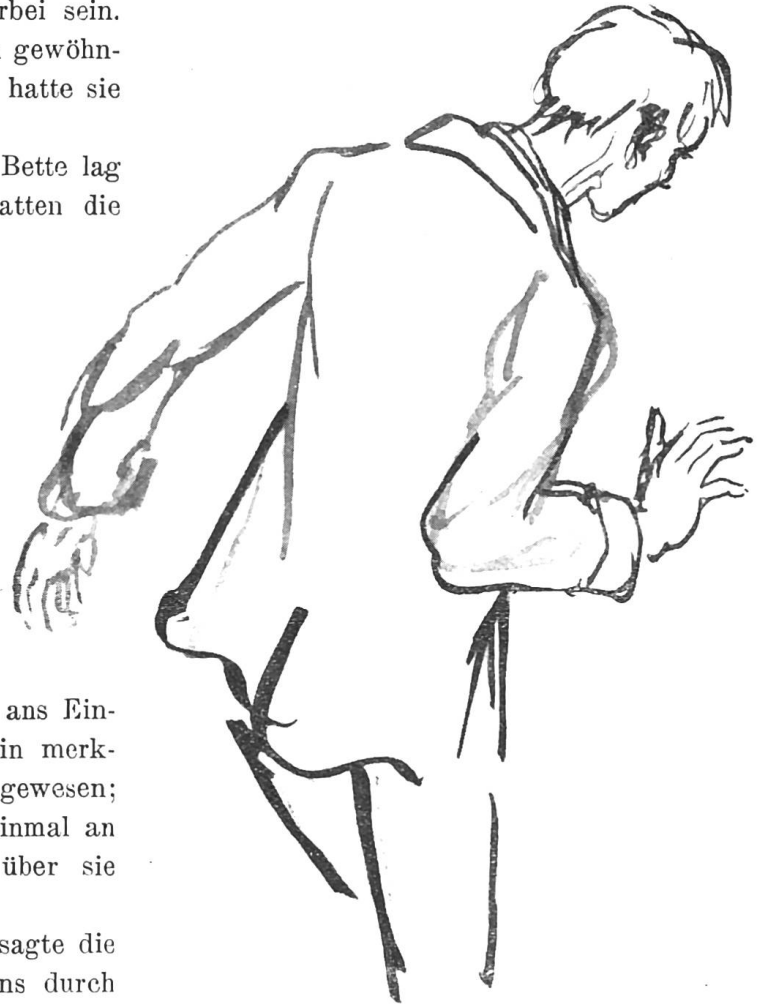
«Wie meinst du das?» fragte Anna.

«Nun, ich meine,» sagte die Mutter, «das Schicksal will uns einen Weg zeigen, auf dem wir aus unserer Armut herauskommen könnten. Ich hasse die Armut! Du nicht?»

«Doch, auch. Aber wie meinst du das mit dem Spöndlein? Meinst du, ich solle ihn heiraten?»

«Ja», sagte die Mutter.

«Aha, du meinst, ich solle dem Spöndlein sein Geld heiraten. Du meinst, ich solle mich verkaufen.»



«Ach, komm mir doch nicht gleich so!» sagte die Mutter ärgerlich. «Ich denke, wir können immerhin über die Sache reden.»

«Aber ich habe dir ja gesagt, dass ich mir aus dem Spöndlein nichts mache. Herrjeh, wenn ich nun auch ein paarmal mit ihm ein wenig gespasst habe, heisst das dann, dass ich in ihn verliebt bin?»

Macht doch nicht gleich aus einer Mücke einen Elefanten! »

« Nein, » sagte die Mutter, « das meine ich nicht, dass du in den Spöhdlein verliebt seist . . . »

Anna unterbrach sie : « Also denn ! Wenn ich einen Mann heiraten soll, so muss ich ihn lieb haben, oder nicht ? »

« Ach, » sagte die Mutter, « das sind so Sachen. Hör' mir zu, ich will dir jetzt etwas erzählen.

im Preise und wir konnten es kaum mehr begreifen, dass wir einmal so den Narren aneinander gefressen hatten. Ja, und von der Schönheit allein kann man eben auch nicht leben, wenn man zu den armen Schluckern gehört wie wir. Und in der Ehe ist es mit der Schönheit auch gar bald vorbei, wenn man sie nicht pflügen kann, wie die reichen Damen. Und alles was man vorher sich wünschte und mit gelüstigen Augen anschaute, wird, wenn



*„Sie rührte sich nicht, aber sie hatte ja die Augen offen . . .“*

Als ich seinerzeit deinen Vater genommen habe, da war ich in ihn verliebt wie nicht gescheit. Alles an ihm war vollkommen, ich sah keinen Fehler, nur Vorzüge. O, er war auch ein hübscher Bursche ! Das ist wahr. Aber es war mit ihm leider so : aussen fix und innen nix ! Ich will über deinen Vater selig nichts Schlechtes sagen, Gott behüte mich, aber mit unserer Liebe war es jedenfalls ziemlich bald vorbei. Nach der Hochzeit, als wir täglich miteinander leben mussten, nichts Verborgenes mehr vor einander hatten, da sank das Zuckerpapier rasch

man es einmal hat, gewöhnlich. Man fragt nicht mehr danach. Mehr verliebt als ich es einmal gewesen bin, kann man nicht gut sein. Aber man kann auch nicht gut ärger enttäuscht werden als ich es wurde. Dein Vater, der, so lange er mich nicht hatte, mir versprach, mich auf den Händen zu tragen, hat mich, als er mich hatte, schlechter als eine Magd behandelt. Er war ein Grobian, ein Tunichtgut; ja, ich habe meine Verliebtheit hernach teuer bezahlen müssen. Es ist schlimm, Anna, wenn ein Weib an einem Manne den Narren gefressen hat ! Der Mann

wirft einem bald genug die Worte an : er habe die Abschleckerei satt, man solle ihn in Ruhe lassen, man sei ihm verleidet. Man habe ihn nur einfangen wollen, sagt er, man habe ihm seine Freiheit gestohlen, man habe aus ihm einen Ehekrüppel und Sklaven gemacht, sagt er, und dergleichen hübsche Dinge mehr.

Nein, eine Frau darf mit ihrer Liebe nicht zu freigebig sein, sonst ist sie verloren. Die Spöhdlein, ja, die wusste, wie man mit Männern umgehen muss. Das muss man ihr lassen. Der alte Spöhdlein war folgsam wie ein Hündchen an der Schnur. Sie hatte die Hosen an. Sie sagte, wo durch.

Das Geschwätz von der Liebe ist ein Märchen. Ja, wenn man so jung und unerfahren ist wie du, da glaubt man noch, der Himmel hänge voller Bassgeigen. Dummes Zeug! Nichts davon ist wahr. Man geht auf den Leim, wenn man diesen Glauben hat. Und wenn du nun zu allem noch das Unglück hast, einen armen Tropf und Liedrian zu bekommen, so bist du erst recht verloren. Wenn einmal das Elend im Hause ist und der Hunger herumlungert, dann ist es aus mit dem Frieden und mit der erträumten Herrlichkeit. Dein Vater hat mir vor lauter Liebe Prügel gegeben.

Ich habe vor fünfundzwanzig Jahren auch gemeint, den und jenen mag ich nicht, der ist mir zu wenig hübsch und dieser kann nicht tanzen und ist ein Ofenhocker. Ich hätte manche gute Partie machen können, aber eben, wenn es dem Esel zu wohl ist, so geht er aufs Eis. Ich könnte heute eine angesehene, wohlgeborgene Frau sein, ja, das könnte ich.

Nein, Anna, man muss sein Fell, so

lange es glatt und weich ist, nicht so leichtsinnig hergeben, wie ich es getan habe.»

Jetzt schwieg die Witwe eine Weile, aber als die Tochter nichts zu ihren vielen Worten sagte, fuhr sie weiter : « Den Spöhdlein könntest du um den Finger wickeln. Und das ist die Hauptsache. Das Leben in der Ehe ist für eine Frau immer erträglich, so lange sie das Heft in den Händen hat. Und wenn du den Spöhdlein heiraten würdest, so hättest du das Heft in den Händen. Das ist sicher.»

« Höre », sagte nun Anna : « Wir wollen jetzt schlafen. Du hast da merkwürdige Pläne im Kopf. Ich will einmal darüber nachsinnen. Aber glaube nicht, dass ich deswegen mit dir einverstanden bin. — Gute Nacht.»

« Also, gute Nacht! — Ich wollte nur noch sagen, ohne Geld bist du einfach ein armer Tropf. Du bist in allen Teilen verkauft. Kommt Krankheit ins Haus, so weisst du nicht wo ein und aus. Wirst du selber krank, so musst du dich herumschleppen, darfst nicht einmal dergleichen tun, dass du fast am verreiben bist, der Mann macht dir noch Vorwürfe... Ach, ich hab' es ja am eigenen Leibe erfahren, wie das ist! Und nie kannst du dir etwas gönnen, nie ein Reischen machen, nie ausspannen, nur immer schufteten und schanzen darfst du und hast des Teufels Dank dafür und man nennt dich noch einen faulen Hund und du musst dem Mann zu Willen sein, wenn es ihm eben passt, — sonst gnade dir Gott! — und hast jedes Jahr ein Kind, hast eine Stube voll Kinder, die du nicht recht erziehen kannst, weil du keine Zeit hast und weil es überall fehlt. — Nichts, nichts hast

du mehr vom Leben, bist lebendig vergraben, hast es ärger als ein Tier...

«Ja,» sagte Anna, «aber jetzt wollen wir schlafen.»

«Ach, so schlaf' doch, du Schlafkappe!» sagte die Mutter und drehte sich beleidigt auf die andere Seite.

### III.

Am frühen Morgen, als der Himmelschein hinter dem Berge zu röten begann, stimmten die Vögel ihre Kehlen für das Maiensonntagkonzert. Es war ein Heidenlärm! Die Sperlinge zwitscherten ihr gleichtöniges Geschwätz, waren am lautesten von allen, drängten sich pöbelhaft vor, überstimmten alle anderen zarteren Noten. Sie waren die Vertreter der Derbheit, der unverwüsthlichen Lebenskraft, das Nichtumzubringende waren sie, das Gemeine. Die Finken, ihre vornehmeren Vettern, kamen gegen die Spatzen nicht auf, die meisten brachten ihre kurzen, heulen Locktöne in dem Lärm nur mit Mühe zu einiger Geltung und die Stare wussten sich nicht anders zu helfen als mit den tollsten Kapriolen.

Aber auf dem Firste des Spöhdleinschen Hauses sass eine Amsel im schwarzen Röcklein und mit goldgelbem Schnabel. Sie war, so schien es, andächtig in das neue Tagwunder versunken und rührte sich nicht. Sie wartete. Sie trank die Herrlichkeit des Frühlingsmorgens mit ihren glänzend schwarzen Augen in die kleine, andachtvolle Seele hinein. Nein, sie stimmte nicht ein in den allgemeinen Lärm, in dieses wichtig scheinende unwichtige Getue.

Aber mit einem Male, als der Himmel sich tiefer rötete und der Stern Venus zu verblassen begann vor dem reicher

flutenden Lichte der Sonne, überquoll ihr die von Jubel volle Brust und sie sang mit Macht ihr grosses, süsses Lied zum Preise des Lebens.

Spöhdlein erwachte davon.

Er drehte sich von der Wand gegen das Fenster, er blinzelte in die werdende Helle, kehrte sich nach der Wund zurück und schlief weiter. Es ist ja Sonntag, kam ihm in den Sinn, da kann man schlafen.

Um die selbe Zeit lag in der Ehekamer unten die Mutter Spöhdlein regungslos und schon erstarrt — ein Herzschlag hatte während der Nacht ihrem Leben ein Ende gemacht. Sie lag da, mit einem strengen Gesicht wie immer, mit offenen graublauen Augen. Diese Augen hatten nun ihr kühles Feuer ganz verloren und warteten darauf, dass jemand ihnen die Lider über die erloschenen Sterne decke. Luise Spöhdlein-Zumstein hatte ihr Leben allein geformt und getragen; so hatte sie es nun auch dem Tode in die zugreifenden Hände gegeben. Ohne zu markten, so wie es ihre Art war, ohne nutzlose Ausflüchte. — Da, wenn du mich willst, so komm und brich mir das Herz!

Spöhdlein erhob sich, als ihm die Sonne ins Fenster schien. Er hatte einen schlechten Schmach auf der Zunge, er war müde, nicht erfrischt. Die Glieder taten ihm weh. Am Morgen war er je-weilen weniger ausgeruht, schien ihm, und zerschlagener war er, als wenn er am Abend sich zu Bette legte. Weiss der Teufel, was das war!

Ein leichter Schweiss bedeckte seinen Körper.

Widerwillig wusch er sich, kleidete er sich an, kämmte er sich. Aha, rasieren

musste er sich noch. Er hätte gerne warmes Wasser gehabt, aber er mochte nicht in die Küche hinunter; es war kein Vergnügen, das Koldergesicht der Mutter anzusehen.

Was wollte er heute anfangen? Sonst ass er jeden Sonntag früh mit der Mutter zu Morgen. Sie rekapitulierten dann miteinander den Lauf der vergangenen Woche und besprachen wichtige Geschäfte für die kommenden Werkstage.

Die Mutter verstand es, einen vortrefflichen Kaffee zu bereiten, man brauchte mit Nichts zu eilen, man hatte Zeit, man konnte es gemütlich haben. Spöhdlein war diese Sonntagsfrühstücksstunde die liebste von allen Sonntagsstunden.

Bei schönem Wetter machten sie sich nicht selten eine Stunde vor Mittag reisebereit: Spöhdlein holte den Fiat-Wagen aus der Remise, setzte sich ans Steuer und fuhr mit der Mutter nach irgend einem der renommierten Landgasthöfe in der Umgegend von Eglach.

Man ass zu Mittag, mit Vorliebe gesottene Forellen, trank eine Flasche Wein, bestellte den Kaffee, liess sich's ein bisslein wohl sein, fuhr dann mit nicht zu grosser Geschwindigkeit eine Fünfzig- oder Achtzigkilometerstrecke ab und war am frühen Abend wieder daheim.

Aber heute würde die Mutter ihn wohl alleine essen und allein ausfahren lassen. Ja, wenn er sie nicht regelrecht um Verzeihung bat, so würde — er kannte die Mutter — eine Versöhnung noch in weiter Ferne liegen. Ach, schliesslich war er ja bereit, zu kapitulieren, aber nicht auf Gnade und Ungnade, nein, ohne die Gewährleistung eines ehrenvollen Abzuges ergab er sich nicht.

Die Kirchenglocken läuteten zum ersten Male. Sie schwangen ihr Bim-Bam-Bum mächtig über das Dorf hin, man glaubte zu hören, ja fast zu sehen, wie die Luft erzitterte und auf ihren Wellen den Klang weit hin trug.

Bam . . . Bum . . . Bam . . . Bum . . . Bum . . .

Wirklich, der Streit ist mir zuwider, verdammt zuwider, dachte Franz Spöhdlein.

Er war nun fertig und ging in die Stube hinunter. Die Stube war leer. Der Tisch abgeräumt. Kein Kaffeeduft war zu riechen, seltsam still und stumm war es in der Stube. Schief die Mutter noch?

Aber sie war sonst keine Langschläferin. Oder wo war sie? Der Sohn ging in die Küche.

In der Küche war sie nicht. Im Herd brannte kein Feuer. Das Geschirr stand unangerührt auf den Gestellen.

Also schlief die Mutter doch noch. Vielleicht wollte sie ihn auf diese Weise ärgern. Aber dergleichen tat sie sonst nicht. Nein, so kindisch war sie nicht.

Spöhdlein ging zur Küche hinaus und leise an der Mutter Kammertüre. Alles still.

« Mutter! » rief er halblaut. « Mutter, schläfst du noch? » Keine Antwort.

« He z' Donner, was ist das? » sagte Spöhdlein zu sich. Er öffnete die Türe.

Also doch, sie schlief noch. Sie rührte sich nicht. Aber sie hatte ja die Augen offen. Sie sah an die Decke hinauf. Sie . . . Sie . . . !

« Mutter! Was fehlt dir! Was . . . ! »

Die Kammer begann sich zu drehen vor seinen Augen. Er zitterte, er wankte, er sank auf einen Stuhl und seine ohnehin etwas vorstehenden Augen schienen

jetzt aus den Höhlen zu quellen. Er schluckte, er griff sich an den Hals, ihm war zu eng, ihm stockte der Atem, er sah auf die stille Frau . . .

Nun wurde ihm besser, der erste Sturm des Gefühls war vorüber, nur das Herz pochte noch hörbar in des Mannes Brust, aber er wusste — wie lange sass er schon da und wusste, dass die Mutter tot war?

Mit einem Male packte ihn die Furcht. Er ging schnell aus der Totenkammer hinaus; er ging wieder in seine Kammer hinauf und zog die Schuhe an.

Die Kirchenglocken läuteten zum zweiten Male.

Spöhdlein ging die Treppe hinunter, sie knarrte ein wenig. Er hörte immer die Glocken läuten, die Glocken läuten für die Tote in der Kammer. Er trat unten vor die Haustüre und schloss sie ab. Er sah eine Katze, er roch den Fliederduft, er sah den Sonnenschein, er sah einen Goldkäfer über den weissen Strassenstaub eilen, er sah, wie hinter dem Fenster des Nachbarhauses Hans Kummer, das Rasiermesser in der rechten Hand haltend, mit der Linken den schaumigen Pinsel über die Wange strich; ja, er sah das alles, ohne zu wissen, ob es irgend eine Bedeutung habe. Und dann hörte er sein Herz wieder, es war, als ob sein Herz sprechen könnte —: « Die Mutter ist tot, die Mutter ist tot! »

Wohin ging Franz Spöhdlein? Er ging den Doktor holen. Er hätte sich den Gang ersparen, er hätte telefonieren können, aber das wusste er nicht. Er wusste kaum, dass er jetzt zum Doktor ging, nein, er ging wie ein Nachtwandler.

« Seid so gut und kommt mit mir heim, » sagte Spöhdlein zum Doktor. « Die Mutter ist gestorben. »

« Was Teufels! » rief der Arzt aus. « Wann? Wie? Was ist denn passiert? »

« Ich weiss es nicht, » sagte Spöhdlein. « Gestern war sie noch so gesund wie ein Fisch im Wasser. »

Der Pfarrer nahm den Verlassenen mit sich heim zum Mittagessen. Er tröstete ihn, wie es seine Pflicht war, aber er tröstete männlich, nicht in dem salbungsvollen, ölig traurigen Ton, welchen manche Seelsorger Hinterbliebenen gegenüber glauben anwenden zu müssen. Nein, der Pfarrer sagte nicht mehr, als notwendig war, und gab sich rechtschaffen Mühe, den besten Rat für den Trauernden zu finden. Er ging Spöhdlein gehörig an die Hand, schickte Telegramme ins Land hinaus, besorgte den Text der Todesanzeige und nahm dem Verwirrten manche Pflichten hilfsbereit ab, welche zu erfüllen ihm heute nicht leicht gefallen wäre.

Und wer nahm sich der Toten liebreich an? Ihr widmete den letzten Freundsinnendienst Frau Bösiger, die Mutter der Ida Bösiger, Metzgers und Rösslirwirts.

Am nächsten Tage blieb die Firma Witwe Spöhdlein geschlossen, die Treibriemen hingen schlaff zwischen den Transmissionen, das Sägeblatt in der Säge drüben glänzte still und ruhig in der Maiensonne. Von den Gesellen benützten einige den freien Tag und stiegen auf den Berg, andere, die Weib und Kinder und einen kleinen Garten hatten, machten sich dort zu schaffen und noch andere gingen ins Wirtshaus, spielten Karten und gaben ihre Meinung über die tote Meisterin kund.

Im Laufe des Tages rückten die nächsten Verwandten ein, Onkel und Tan-

ten. Die Tanten weinten und schnüffelten im Hause herum, und die Onkel liessen sich eine Flasche Wein aus dem Keller heraufholen und sassen hinter dem Tische auf dem stattlichen Kanapee, rauchten einen Stumpfen und gaben dem verwaisten jungen Manne billige Ratschläge, welche dieser scheinbar geduldig

anhörte, obgleich er schon jetzt dachte: Nichts da! Ich bin jetzt der Meister, niemand anders. Jawohl, hier wird fürs erste niemand etwas zu befehlen haben, als ich. Und wers nicht glauben will, mit dem kann ich dann ja, wenn es sein muss, deutlich reden.

---

## H E I L I G E F A M I L I E

*Von Emil Schibli*

Seht, das Jesuskindelein  
liegt in einem Windelein.  
Maria sitzt auf gelbem Stroh,  
still und froh.  
Josef, der Zimmermann,  
singt ein Lied so gut er kann.  
Er singt mit seinem Brummelbass;  
das macht dem Kindlein vielen Spass.  
Seht hin, es jauchzt vor Freude!  
— Die Eltern, glücklich, lachen beide —  
Es sum - summt wie ein Bienelein  
und gackelt wie ein Hühnelein:  
mba - ba - ba - ba - bu . . .  
Und der Ochs und die Kuh  
muhen dazu.